GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Gegenwart schreiben, gegenwärtig sein

Kretzen, Friederike

2003

https://doi.org/10.25595/1030

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kretzen, Friederike: *Gegenwart schreiben, gegenwärtig sein*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 14 (2003) Nr: 2, 379-385. DOI: https://doi.org/10.25595/1030.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2003.14.2.379

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Aktuelles und Kommentare

Gegenwart schreiben, gegenwärtig sein

Friederike Kretzen

1. Ohne Aufgabe schreibt es nicht

Versuchen wir es. Geben wir auf der Stelle beispielsweise unsere Gegenwart auf und uns inmitten unserer Gewohnheiten, in denen wir uns gegenwärtig wahrnehmen. Schon stehen wir wieder da und können uns von uns nicht trennen.

Als ginge immer wieder, unabhängig davon, welchen Weg wir wählen, dennoch kein Weg an uns vorbei. Hier fängt es an, interessant zu werden. Wer sind wir in Bezug auf Wege, die nicht an uns vorbeigehen? Vielleicht Steine? Geballte Ladungen? Gespannte Medien?

Vielleicht ist dieses unvermeidliche Ich, durch das alle Wege hindurch müssen, so etwas wie die Wahrnehmungs- und Entzifferungsstation aufgegebener Gegenwart. An ihm und mit ihm werden Wege, die nicht vorbeigehen, erst als solch unumgängliche erkennbar. Und das wiederum ist eine Bedingung dafür, das, was auf diesen Wegen bewegt wird und sich bewegt, empfangen und womöglich entziffern zu können. Insofern ließe sich sagen, dass aufgegebene Aufgaben aufgegebene Wege sind. Ich schlage vor, wir nehmen sie zunächst einmal bei uns auf und heißen sie willkommen. Sollen sie Platz nehmen, sich einfinden, hausen im so genannten Ich, durch das die Wege gehen, die nicht dran vorbeigehen. Schon finden Begegnungen statt, kreuzen sich Wege, vermischen sich, gehen im Kreis und auseinander. All diese verschiedenen Wege sind die des so genannten Lebens; zurückgelegte, vorausgegangene, abgebrochene. Durch ihre Ausbreitung und Versammlung im Ich widerfährt diesem ein gewisses Sich-Gehenlassen, und dabei kommt es manchmal sogar zu sich. Dies allerdings weniger, um sich dort auszukennen, als um sich an sich aufzugeben. Beispielsweise als fremd oder verwirrt, was ja bekanntlich eine Frage der Zusammenhänge ist.

Doch wie gebe ich mich mir selbst auf? Oder gar: Wie gebe ich mich mir zu schreiben auf? Schreibt, was mich mir zu schreiben aufgibt, meine Aufgabe oder seine? Wo sich doch das Schreiben strukturell oder gar konstitutiv der Logik von Vorsätzlichkeiten widersetzt, mit der wir es listig – Odysseusartig eins für keins ausgebend – dennoch in den Griff bekommen zu können beanspruchen.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

In gewisser Weise – und dies in wahrlich vielen Weisen – tut das Schreiben, was es will. Dieses Wollen zu erfassen, heißt vor allem, es zu lassen und mit ihm auch sich dem zu überlassen, was da kommen mag. Hier treten Aufgabe und Aufgeben ins Spiel ein, hier geraten sie uns in den Blick. Ohne Aufgabe und Aufgeben, die eine Praxis sind, also eine Arbeit und eine Methode, spielt sich sozusagen nichts ab. Jedenfalls kommt es zu keinem Spiel, zu dem es aber, wenn es sich um einen literarisch fassenden Text handelt, kommen muss, wie Roland Barthes in seinem Buch „Die Lust am Text" ausführt. Dem Spiel nämlich zwischen verschiedenen Willen, Aufgaben und Zuständigkeiten der Sprache, dem Spiel ihrer Differenzen, die eine Frage des Aufgebens und Entfaltens von Aufgegebenem sind. Roland Barthes würde hinzufügen, auch eine Frage der Lust.

2. Es ist angefangen worden

Nun sagte ich zunächst, ohne Aufgabe schreibt es nicht. Was könnte dieses Es sein? Sagen wir zu ihm mal Du. Das ist auch eine Aufgabe. Und die lautet: Du schreibst nicht, wenn du dich nicht aufgibst. Doch ob du schreibst, wenn du dich aufgibst, ist damit nicht gesagt. Im Aufgeben geben andere Aufgaben sich auf. Das schafft Verbindungen und Auseinandersetzungen, verschiebt, öffnet andersgeartete Felder geschichtlicher Bestände und gegenwärtiger Wirkungen. Vielleicht gibt sich in diesen Öffnungen oder Verbindungen jener Anfang des Schreibens zu erkennen, der, ohne Ermessen und vorher bestimmbares Maß, dennoch ermisst, dass es begonnen hat.

So dass wir sagen können: Es ist angefangen worden. Diesem Es eines lange vor dir liegenden, vor dir begonnenen Anfangs dich quasi anzuvertrauen, dich ihm in gewisser Weise zu überlassen, ist, was in der Aufgabe, ohne die du nicht schreibst, vernehmbar wird. Nimm es, hör zu, lass es dir eine Neigung sein. Hier befindest du dich in der Gesellschaft von Sprache. Und wenn du meinst, du würdest dich in ihrer Gesellschaft wieder finden, so ist es, schon allein wegen all dem Begonnenhaben doch eher so, dass etwas dich wieder gefunden hat. Ein Wort vielleicht, ein Satz, eine geschrieben stehende Wendung des Oberkörpers in einer bekannten Geschichte, gerade bevor sich in der Folge der Geschichte auch noch der Kopf nach hinten drehen wird, um zu schauen, ob etwas wirklich da ist. Aber als sich der Kopf drehte, warst du schon nicht mehr da gewesen, sonst wärst du jetzt nicht wieder zu erkennen. Denn mit dem Wenden des Kopfes war die Geschichte zu Ende gegangen. Mit ihr wärest auch du zu Ende gewesen. So aber, da du in der geschrieben stehenden Wendung des Oberkörpers wieder erkennbar bist, musst du gleich darauf woanders gewesen sein, und deine Geschichte, wie du jetzt merkst, wie du sie in dieser Abweichung vorfindest, hat einen anderen Verlauf genommen, noch bevor der Kopf der Drehung des Oberkörpers nachfolgte.

3. Dich von der Sprache lesen lassen

Schreiben heißt nicht nur, deinen so genannten eigenen Text lesen zu können und zu entscheiden, ob, wie und als was er stimmt. Schreiben heißt auch und womöglich vor allem, dich von der Sprache lesen zu lassen, mit der du dich umgibst, in der du schreibst. Was nicht heißt, dass du eingeschrieben gestanden hättest. Dich von der Sprache lesen zu lassen, bedeutet zunächst, deine Zusammengelesenheit anzuerkennen, deine Unkenntnis, was, wer und woher du bist. Du kennst deinen Anfang nicht, du bist immer schon mitten darin gewesen. Keinen Anfang kennst du, ungewiss, ob es je dich gab.

Von Einschreibung zu sprechen, sieht davon ab, dass sich in der Sprache gleichermaßen aufhält, was war und was nicht war. Insofern ist Sprache eine Ganzheit, in der sich nichts einschreibt, im Unterschied zu etwas, das es tut, und etwas, das eingeschrieben wird. Es streicht sich in der Sprache auch nichts aus, und wäre darum nicht eingeschrieben gewesen und auch nicht nicht eingeschrieben. Was dem Einschreiben, dem Eingeschriebenen und dem Einschreibenden äußerlich bleibt, ist dennoch nicht außerhalb der Sprache. Sprache ist nicht innen oder außen, sie ist kein Worauf oder Worein, auf das, beziehungsweise in das sich etwas schreibt, das dem, wo hinein es sich schreibt, oder als was es geschrieben wird, äußerlich bliebe. In den Gegensätzen von dem, was aufgeschrieben, eingeschrieben, in Sprache entworfen wird, und dem, was darin nicht aufgeht, was sprachlos zu sein scheint, lässt sich Sprache und Schreiben nicht angemessen denken, allerhöchstens feststellen. Sprache ist in sich eingeschrieben und wo sie nicht aufgeht, schreibt sie sich fort mit anderen Mitteln. Welche Wort- und Begriffslosigkeiten sie durchdringen, welche Zusammenhänge sich in ihr aufhalten und ergeben, ist eine Frage des Weiterschreibens; also eine Frage fortgesetzter Aufgaben und ihrer Aufgabe. Denken wir hier noch mal an die Wege, die nicht an uns vorbeigehen. Denken wir an die uns in ihnen aufgegebenen Wege, die uns uns aufzugeben vermögen. Sie sind lesbar, insofern die Sprache uns ein anderes Gegenüber zu sein vermag, dem wir so wenig äußerlich sind, als es uns innerlich zu sein vermag. Auch an dieser Verbindung geht kein Weg vorbei.

4. Wie unverfügbar Gegenwart da ist

Im Folgenden möchte ich mich etwas annähern, was vielleicht Schmerz zu nennen ist. Aufgegebener Schmerz, abgewiesener, übergebener, geleugneter, tot gestellter, fortgesetzter Schmerz. Es geht also um alten Schmerz, Schmerz, der schon lange Zeit lebt und durchaus betäubt ist. In Fortsetzung der vorangegangenen Überlegungen, frage ich mich, wie und als was Schmerz in der Sprache vernehmbar ist. Lässt Schmerz sich sprachlich fassen? Was fassen wir sprachlich an, wenn wir sagen, wir hätten einen Schmerz empfunden, begriffen, oder wie es manchmal heißt, wir sind ihn angegangen?

Markiert Schmerz nicht vielmehr eine Absenz von Sprache und die ist der Schmerz? Allerdings setzt das ein Sprachverständnis voraus, das Sprache auch da sich wirksam aussprechend erkennt, wo sie nicht ist. Und da ist auch der Schmerz, der der sprachlichen Verfügbarkeit entzogen scheint. Der aber, solange wir ihn Schmerz nennen, Teil

sprachlicher Gemeinschaft bleibt. Dass zudem Sprache Schmerz sein kann und dass sie schmerzt, steht dazu nicht im Widerspruch. Setzt nur einmal mehr ein umfassenderes Verständnis von Sprache voraus, in dem Sprache auch da gegeben ist, wo sie sich nicht unmittelbar mit Wörtern, beziehungsweise als diese selbst und leibhaftig ergibt. Die Gegebenheit von Sprache und ihre Verfügbarkeit sind je etwas anderes.

Nun, wie lebt Schmerz in der Sprache und wie in der Gegenwart, wenn es überhaupt vor lauter Schmerz zu so etwas wie einer Erfahrung von Gegenwart kommen kann? Ich meine hier vor allem den Schmerz, der schon da war, mit dem wir Seite an Seite und oft genug in erschreckender Unabgrenzbarkeit groß geworden sind. Den Schmerz in Zimmern, auf Straßen, im Wald, in Städten. Den Schmerz, den du dir anziehst und trägst und Jahre später erst merkst, dass dir da was nicht passt, oder du merkst, dass es dir wie angegossen passt. Den Schmerz, der keinen Laut von sich gibt und sich überall, jederzeit ausspricht, dennoch kannst du ihn nicht nennen. Doch im Licht in der Küche spricht er sich aus, spricht aus dem verbeulten Aluminiumkochtopf, aus der braunen, wulstigen Mütze der Mutter, dem Sandkuchen am Sonntag und den schwarz-weißen Gesichtern der Kinder auf den Photographien mit weißem Rand.

Vor diesem Schmerz gibt es keine Sicherheit, keinen Schutz. Seine Unansprechbarkeit bedeutet seine Unnennbarkeit, wir können ihn nicht ansprechen, wissen nicht das Wort an ihn zu richten, wissen unsere Worte nicht zu richten in Bezug zu ihm. Wie, als was ist der Schmerz unsere Gegenwart? Welchen Ton gibt er an, was lässt er nicht vernehmen, wo steht er vor Wahrnehmungen, die in seine diffus sich ausbreitende Unbestimmbarkeit eingehen wie in eine Wand?

5. Der geneigte Himmel über uns

Mir drängt sich eine Vorstellung dieser die Gegenwart abdichtenden und verstellenden Schmerzen als einer Art uns überwölbenden Himmels- und Schmerzenszelts auf. Es spannt sich in den Himmel über uns, gleichsam gegen ihn. Ich stelle mir diese Ausbreitung wie eine Fläche oder Folie gegen den Himmel vor. An den besonders dichten Stellen dieser Folie sitzen Kerne, haben sich im Gewebe verkapselt, leuchten. Sie erinnern an Sterne. Allerdings leuchten sie vor vervielfachtem, intensiviertem Schmerz, der Energien bündelt und jeden Moment zu explodieren droht. Diese Kerne sind in ihrer Gespanntheit Transformatoren zwischen dem Himmel dahinter und der Erde darunter, sind so etwas wie Prismen, Ein- beziehungsweise Ausfallorgane für Empfindungen. Empfindungen diesseits und jenseits des geneigten Schmerzprospekts, der uns vor dem Himmel steht. Der Himmel ist verdeckt, hat sich zugezogen. Was uns als Himmel ansieht, was wir als leuchtende Sterne erachten, sind die intensivierten Kerne von Schmerzen in der Welt. Durch sie, quasi als verdichtete Widerstände oder Undurchdringlichkeiten, bleiben Himmel und Erde aufeinander bezogen und beziehbar. Und zwar als aufgegebener Widerstand der Bezüge, als zu denkende Undurchdringlichkeit der Zusammenhänge.

Diese Stellen sind in der Sprache gegeben, sie starren oder schauen, noch fehlen die Wörter, fehlen die Sätze, um ihren Ansichten zu begegnen, sich mit ihnen ins Vernehmen

zu setzen. Sie sind die Sprache, die aufnimmt und sieht. Uns zum Beispiel, wie wir nicht aufzufinden sind, nicht aufnahmefähig.

6. Titus Andronicus

Im *Titus Andronicus* gibt es eine Stelle, wo Titus Andronicus nicht mehr weiß, wie er seinen Schmerz denken oder begrenzen soll, so außer aller Vernunft und Begründbarkeit geraten scheint er ihm. Daraufhin sagt er zum Meer: „Ich bin das Meer. Höre, wie seine Seufzer blasen! Es ist das weinende Himmelsgewölbe, ich bin die Erde. Dann muß mein Meer von seinen Seufzern gerührt werden. Dann muß meine Erde mit seinen fortwährenden Tränen überschwemmt werden, überflutet und ertränkt."

Wenn ich das richtig verstanden habe, schlägt er also zwei Himmel vor. Der eine das Meer, der andere über dem Meer, das er auf der Erde im Begriff ist zu weinen. Der doppelte Himmel erst erlaubt ihm entsprechende Zeugenschaft für seinen unbegrenzbaren Schmerz: Einerseits der Himmel, an den das Meer gesetzt ist, das nun auf der Erde fehlt, aber als Meer genauer sehen kann, dass seine Tränen und seine Trauer ein Meer sind wie das Meer. Andererseits der Himmel, der sieht, dass das Meer an den Himmel gesetzt wurde, aber auf der Erde das Meer der Tränen ist. Dieser zweifache Himmel verbindet die Meere der Erde, indem er sie mit dem Himmel, der er ist, verbindet. Dieser Himmel, der voll ist mit den Geschichten der Schmerzen in der Welt, ihrer Fortsetzung im Voranschreiten der Sterne, dieser Himmel ist in der Sprache ein vielfach gegebener.

7. Die Vernunft mit Tante Idi versuchen

Wenn ich jetzt Tante Idi anführe, so nicht, um die letzte Vernunft fahren zu lassen. Im Gegenteil, mit Tante Idi möchte ich die Vernunft versuchen. Kann sie mir beispielsweise in meiner Verlassenheit mit Tante Idi beistehen? Kann sie mir die von mir und Tante Idi verlassene oder nie in Erscheinung getretene Geschichte annehmbar machen? Tante Idi braucht einen Platz. Sie schließt an Erfahrungsbestände an, die mich durch sie mit mir und ihr zugleich verbinden.

Das Wort Tante, zugegeben, bringt uns schon sehr ins Aus. Dort hinaus möchte ich allerdings, denn das Aus ist eine zentrale Gegend. Wenn ich also jetzt mit Tante Idi daherkomme, dann, um sie im Zusammenhang, den ich mit ihr unterhalte, nach etwa vierzig Jahren zur Sprache zu bringen. Das heißt nicht, dass Ida Rieleit, wie Tante Idi tatsächlich hieß, mich etwa eingeholt, von hinten überrascht und überfallen hätte, sondern, dass sie nach vierzig Jahren, vor ein paar Tagen, von vorne – also von vor mir – auf mich zukam und mich ansprach. Wie lange sie dort schon vor mir stand und mir entgegensah, weiß ich nicht. Gesehen habe ich sie vor etwa dreißig Jahren das letzte Mal. Gewiss war ich damals keine reine Freude für sie, so wild und unordentlich gekleidet wie ich war. Gegen ihren ausdrücklichen Willen hat sie mir dennoch die Ärmel eines Wintermantels meiner Mutter umgenäht, in dem ich wie eine Kriegerwitwe aussah. Das war Anfang der siebziger Jahre die so genannte Maxi-Mode.

Ida Rieleit war keine wirkliche Tante, nur eine Nenntante. Sie wohnte im gleichen Haus wie meine Eltern, unten in zwei kleinen Zimmern. Mit ihr ist die Stadt Leverkusen da, die Waldsiedlung, das Mietshaus der Sparkasse, in dem sie an der Nähmaschine sitzt, die eine Singer ist. Auf ihre Hände scheint die Lampe im Kopf der Nähmaschine. Sie sitzt vor dem Fenster, hinter dem der Löschteich in seiner Grube liegt. Weiden und falsche Akazien umwachsen ihn, Brombeerranken schützen sein Versteck.

8. Anlegestelle für Wissens- und Erfahrungszustände

Wenn ich jetzt an Ida Rieleit denke, setze ich meine Erkundung – und als solche verstehe ich diesen Text – an einer Stelle fort, die durchaus als Gegenwart zu bezeichnen ist. Eine Gegenwart, die sich vis-à-vis von Bombenlöchern in einem lichten Birkenwald ausbreitet und dort geblieben zu sein scheint. Zusammen mit der Erfahrung von Bombenlöchern, diesen still daliegenden, anschmiegsamen Mulden im Boden, in denen sich Wasser gesammelt hat, in dem ich mich vom Rand her spiegelte, zusammen mit meinem Vater und dem Himmel über Leverkusen. Abends, wenn ich schon nicht mehr da stand, wenn ich schlafen sollte, und mit den in mich gekehrten Augen auf den Grund des Bombenlochs zu schauen versuchte, wobei ich mich spiegelte und durch mein Spiegelbild auf den Grund des Lochs wie durch mich durch sah, erkannte ich an meiner Stelle hier und da Sterne leuchten und sich in diesem Bombenloch baden und ausbreiten. So verstand ich mit der Zeit, dass der Bombentrichter ein Schmerzmal war, eine verborgene Verwandlung im Wald, die mit dem Löschteich in seiner Grube hinter unserem Haus in Verbindung stand. Darüber leuchteten die Sterne mit ihrem Gedächtnis oder ihrem Wissen von der Unaufhörlichkeit der Schmerzen, die nicht zu sagen sind, höchstens vielleicht in der Bewegung der Sterne zu lesen.

Bei Tag konnte ich sie noch von der Nacht her im Bombentrichter glimmen sehen und ich spürte ihren Schmerz. Nicht zuletzt, weil meine Eltern mich jedes Mal, wenn wir in die Nähe eines Bombentrichters kamen, auf ihn aufmerksam machten. Sie riefen mich zum Zeugen an wie den Himmel und sie riefen, komm mal schauen, hier ist ein Bombentrichter. Im Wald hinter Ida Rieleits Fenster gab es viele Bombentrichter. Und alle passten in die Landschaft, waren sozusagen in sie eingewachsen. Wie Kugeln oder Granatsplitter in Körpern sich einkapseln und ein Teil von ihnen werden können. Meine Mutter trug noch von vor meiner Zeit einen Granatsplitter unter ihrem Herzen. An ihrem Arm konnte ich die große Narbe sehen, wo der Splitter ihren Arm gestreift hatte, um weiter ihr in den Körper zu rasen, von dem er nun ein Organ geworden war.

9. Ich bin nur ausgeliehen

Mit Ida Rieleit habe ich eine Zeit im Leben im Kopf, von der ich nicht weiß, ob es mein Leben war. Es war bevölkert von Geistern, Buckligem Männlein, und Wasserspiegeln in Mulden. Es gab auch Heinrich, den treuen Diener, der sich, um seinen übergroßen Schmerz zu ertragen, eiserne Bänder ums Herz legen ließ. Diese Wesen und Wasser sind

Denkformen und Ansichtsweisen gewesen, die mir ermöglicht haben, mich durchdringende, mich oft auch anfallende Wahrnehmungen zu ordnen und zu begrenzen. Und diese Wesen standen mit Wörtern, Namen, Lauten in Verbindung: Frau Schäfer, Fleischer Abel, Kaufhaus Edelstolz, Stahlberg, schließlich Ida Rieleit, die mit von Rheuma verkrümmtem Körper an der Singer saß und den Frauen aus der Nachbarschaft die Kleider richtete. Während ich ihr zu Füßen saß, Stoffreste faltete, auseinander zupfte und mich als ein Planet fühlte, in dem sich alles bewegte und verband, was außer mir stillhielt und wie eine Einrichtung der Welt zu sein schien, auf die ich hinausschaute.

Ida Rieleit hatte keinen Mann, keine Kinder, kam aus dem Krieg und war Rumpelstilzchen. Es gab sie nicht. Sie war im Krieg gefallen. Weggefallen von der Landkarte. Vielleicht war da mal Königsberg. Ich war das ihr versprochene Kind. Ich lieh mich an sie aus. Hinter ihr erhob sich der andrängende Wald. Ich war da als Planet das Gelenk einer Bewegung, die sich in dieser Szene nichts anmerken ließ, und die durch mich durchging, insofern ich wusste, ich bin nur ausgeliehen. An dieser Gelenkstelle von Empfindung und Entzifferung, von Spüren und Reflektieren zu Füßen eines zerrissenen untröstlichen Rumpelstilzchens, in Hörweite eines Buckligen Männleins, das ums Mitbeten bittet, also um Aufmerksamkeit, saß ich und sitze ich. Mit den aus den Stoffresten herausgelösten Fäden band ich Wald, Sterne, Bombentrichter zu einer Aufeinanderfolge zusammen, die ein erstes Erzählen war. An das konnte ich mich halten, wenn ich in den Bombentrichter sah oder auf den Grund des Löschteichs sank. Denn in dieser Aneinanderreihung von Atem und Sprache, Laut und Namen, Bewegung und Empfindung fand, was da war, Aufnahme in der Gesellschaft der Sprache. Und da waren wir nicht mehr allein. Oft sagte sie Horstchen vor sich hin. Das fiel mir vor ein paar Tagen wieder ein. So, wie sie es gesagt hatte. Horstchen, sagte sie zu sich selbst in einer Art tiefer Versenkung, die sie ganz dicht an Horstchen heranführte, ihn mit dem Atem, fast mit dem Mund berührte. Horstchen war ein Versprechen, etwas, das gegeben war, nur war es noch nicht da. Kam aber, war im Raum, ließ sich berühren. Etwas, das schöner war, anders, ferner. Ich kannte Horstchen nicht, habe ihn nie gesehen, und doch konnte ich sie ihn anrufen hören. Horstchen rufend glich sie einem in sich versunkenen Hieronymus im Gehäuse.

Ihr Löwe ihr zu Füßen war ich und das Gehäuse war voll Rheuma. Es hatte ihren ganzen Körper zu einem Gehäuse zusammengebogen. In dem lebte sie vor der Stadt zurück- und eingezogen, eine Vertriebene. Sie bewegte sich kaum und stets auf einen Stock gestützt. In ihrer Küche mit einem Sofa an der Wand stand eine Tasse auf dem Tisch, in die sie zur Milch Brot brockte. Sie wollte immer nur Hannover Brot gekauft bekommen, aus dem Laden von Frau Schäfer mit dem Stern über der Ladentür, der ein Edeka Stern war.